

Heimgesunden.

Roman von Fr. Damm.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Es war am Tage der Hochzeit. Die Baronin war bereit, um in den Wagen zu steigen. Vor ihr stand Marga. Sie sah allerliebste aus in dem hellen Kleide.

Aber ihre Augen waren mit traurigem Ausdruck auf die Bergkette gerichtet, wo Schloß Hohen-Arnstein lag. „Komm, Mädchen. Bezwinge dich, kleide dich rasch an und begleite mich. Helma, deine gute Helma wird dich vermissen, wenn du zurückbleibst.“

„Tante, bitte, quäle mich nicht länger, ich kann es nicht über mich gewinnen, Schloß Hohen-Arnstein und — ihn jetzt wiederzusehen.“

„Ja, worauf willst du denn eigentlich warten? Wie bald ist er wieder gänzlich hergestellt und dann geht es wieder an die Front.“

„O, sei still, das Herze tut mir weh, aber nun laß mich hier. Heute möchte ich ihn am allerwenigsten sehen, wo Freude und bräutliches Glück im Schlosse wohnen. Ich finde den Weg zu ihm noch nicht, — ich habe zu viel verschuldet. Suche mich doch zu verstehen, liebe Tante.“

„Ach was, der Mensch ist ein Egoist, meistens — das soll nicht schön sein, manchmal möchte man aber doch eine gute Portion gesunden Egoismus wünschen, der solche törichte Bedenklichkeiten, wie sie euch beide martern und eurem Glücke fernhalten, aus dem Feld schlägt. Da geht ihr euch bedachtlos aus dem Weg. Er will nicht und du sträubst dich.“

„Tante, du hast mit ihm darüber gesprochen, — wie peinlich.“

Tante Dorette aber war höchst ärgerlich auf sich, daß ihr diese

Bemerkung entschlüpft war. „Ich möchte glauben, du darfst beruhigt sein, ich werde nie eine Taktlosigkeit begehen und wenn ich Schritte unternehme, welche euch eurem Glücke zuführen sollen, dann sind sie auch erlaubt.“

„Sei, bitte, nicht böse. — Aber nun mußt du eilen. Küsse meine Helma und sage ihr, daß meine besten Herzenswünsche sie geleiten.“

Rasch umarmte sie die Tante und eilte hinaus, denn Tränen traten ihr in die Augen. Tante Dorette ging hinab und bestieg ihren Wagen, der sie nach dem Schlosse brachte.

„Solch eine widerspenstige Gesellschaft ist mir noch nicht vorgekommen. Selbst mit dem besten Willen ist nichts mit ihnen anzufangen. Hoffentlich hat der Himmel ein Einsehen.“

Die Feier verlief ernst und würdig. Andächtig hingen die Blicke der zuschauenden Dörfler an dem Gesichte der Braut.

„Wie ein Engel sieht sie aus.“ So flüsterte eine Frau ihren Freundinnen zu und es war kein leeres Wort. Glutender Lenz-

sonnenschein vergoldete die Brautkrone, als der Geistliche in dem ehrwürdigen Dorf Kirchlein die Hände des Brautpaares ineinander fügte. Festes Eltern und Schwestern waren zugegen. Sie gesehnen durch ihr gutes, schlichtes und doch vornehmes Benehmen und der Tag verlief heiter.

Dore, eine Schwester des Bräutigams, machte dem Schloßherrn viel Vergnügen durch ihr heiteres, offenes Wesen.

Tante Dorette bemerkte mit stillem Grimme, wie er freundlich

scherte und lachte. — Als aber die Feier vorüber war und die Nacht kam, da presste Waldemar die heiße Stirn an das Fenster in seinem einsamen Gemach. „O, du — wann kommst du endlich, — wann treibst dich dein Herz zu mir in meine Arme? Weißt du nicht, wie die Sehnsucht in mir zehrt und tobt!“



Deutsche Wachtparade vor dem Athenäum in Budaress. Phot. W. F. F.

Es war für Tante Dorette eine schwere Enttäuschung, als sie heimgekehrt die Nachricht empfangen hatte, daß Marga sich in ihre Gemächer zurückgezogen habe. Sie stand noch unter dem vollen Eindruck ihrer Erlebnisse und Beobachtungen, welche sie bei der Hochzeitfeier gemacht und wollte diese gerne in aller Frische der Richte mittheilen.

Diesen Drang mußte sie also meistern bis zum andern Morgen. Die Stunde des zweiten Frühstücks war stets eine Zeit des beschaulichen Gedankenaustausches zwischen den beiden Frauen auf Seeburg. Marga sah, ein wenig blaß, aber ruhig ihrer Tante gegenüber in dem kleinen Gartensalon.

Eine weiche Lenzluft wehte zu den offenen Fensterflügeln herein und trug den Duft des Verdens in den Raum. Der umschmeichelt die Sinne der Menschen und macht rauhe Schalen springen wie eine zarte Knospenhülle.

Die Baronin sah die liebliche Schönheit der Richte und las die Sehnsucht aus den träumenden Blicken des jungen Mädchens. Sie war eine praktische Frau und wollte gern helfen. So richtete sie ihre Rede danach ein.

„Ich begreife deine Abneigung, nach Schloß Hohen-Arnstein zu gehen, nicht ganz. Es wird sich doch auf die Dauer nicht umgehen lassen, daß du dem Grafen Waldemar einmal gegenübertrittst.“

„Dann soll dies am dritten Ort, nicht aber in seinem eigenen Hause geschehen. Es wäre zu viel gewesen, für mein armes Herz, wenn ich die Räume als Fremde wieder betreten hätte, wo ich einst als hoffende Braut einherwandelte.“

Leise, mehr zu sich selbst, sprach Marga diese Worte. Gar zu gerne würde die Baronin diesen Gedanken ganz gefolgt sein. Aber sie fühlte, daß es dafür noch zu früh war und beschloß, bei dem Vorgehen zu bleiben, welches sie sich in diesen Morgenstunden erdacht hatte. Sie fuhr fort:

„Es muß den Beteiligten aufgefallen sein, daß du, trotz inniger Freundschaft für Helma, dennoch ihrem Ehrentage fernbleibst, obwohl selbstredend niemand auch nur eine Andeutung machte. Du gehörst diesem Kreise einmal an und dein Fehlen ließ eine Lücke auf. Von Helma bring' ich dir tausend herzliche Grüße. Den Dank für dein Geschenk, welches ihr innige Freude gemacht hat, wird sie dir selber abtatten. Sie war eine Braut, wie man sie nicht oft sieht. Die treue, hingebende, auf alles verzichtende Liebe stand sonnenklar auf ihrer reinen Stirn und leuchtete seelentief aus ihren Blicken. Sie wird auch viel Liebe und Herzenswärme brauchen, um den Mann, der so jäh und grausam durch den Krieg aus der Bahn seines Schicksals gerissen wurde, dem Leben wieder zuzuführen. Es werden Stunden kommen, wo sie mit starker Liebe auf dem Posten sein muß. Das ist auch eine Aufgabe der Frau nach diesen Kämpfen der Männer da draußen auf den Blutfeldern, wo sie ihre beste Kraft liegen. Helma wird sie erfüllen. Wohl ihr, sie hält mit starker Hand des Mannes ganze Seele.“

Marga ward blaß bei diesen Reden, die ihr wie eine Auflage erschienen. Eifrig fuhr die Tante fort zu schildern, wie das Fest in seinen Einzelheiten verlaufen war. Dann kam die Hauptsache, sie redete von dem Grafen.

„Ihm hat das Paar die Zukunft zu danken. Er hat ihnen die Wege geebnet und den gestrigen Tag erst möglich gemacht. Seine Herzensgüte und sein feiner Takt lassen dabei den Gedanken, als habe er den beiden eine Wohlthat erwiesen, gar nicht aufkommen. Aber er ist auch ein starker, fester Mann von Charakter. — nur in einem Punkt stimme ich nicht überein, darin beweist er einen unbegreiflichen Trost. Lenksam ist er überhaupt nicht. Gestern war ich wirklich böse über sein Benehmen. Er hätte mir zuliebe doch eine etwas größere Zurückhaltung an den Tag legen sollen. Die Art und Weise, wie die Schwester des Bräutigams ihm ihr Wohlgefallen bewies, war doch ein wenig zu offenkundig. Sie ist ja ein liebes, lustiges Ding und kein Fels in ihr, aber wie sie sich gab, das streifte schon mehr an Gefällsucht. Freilich, als sie merkte, daß der gute Waldemar von ihrem Wesen entzückt war, ließ sie ihrer frohen Laune die Zügel schießen und des Lachens und Redens war kein Ende. Er wich beim auch keinen Augenblick von ihrer Seite. Es mag ihn erfreut haben, dieses fröhliche, perlende Lachen, das den hohen Räumen des alten Grafensitzes so lange fernblieb, denn Helmas Frohsinn ist stiller Natur. Und eines jeden Mannes Herz sehnt sich nach der warmen Sonne des Frauenlächens. Wenn sie sich da nur nicht in das Herz des begüterten Standesherrn hineinlächelt, die kleine, arme Feldlerche.“

Sollte Waldemar wirklich an dem hellen Lachen eines Kindes so viel Gefallen finden, um es für sein ganzes Leben an sich zu fesseln, nur um froher Stunden halber? Ich schäme ihn dafür zu ernst gerichtet!“

Marga wurde diese Antwort schwer. Ahnte denn die gute Tante wirklich nicht, welch schmerzenden Brand sie in die Seele der verlassenen Braut warf? Es schien so, denn die Gute fuhr eifrig fort:

„Ernst gerichtet! Was bedeutet das, mein Kind? Nun ja, Waldemar saß das Leben tiefer auf, als mancher seines Standes. Aber ich gebe dir zu bedenken, daß ein Mann leicht geneigt ist, in dem Weibe den leichten, frohgemuten Teil des Menschen als eine Ergänzung des eigenen Mangels zu suchen und festzuhalten. Es erscheint ihm dies ein begehrtenwerter Ausgleich, welcher eine ganz harmonische Ehe erzeugen kann. Die Frau des Hauses Sonnenschein! Das ist mehr oder minder aller Männer Wahl-spruch, wenn nicht reale Beweggründe sie zur Vererbung veranlassen. Daß die kleine Döbbeln mit Freunden zugreifen wird, ist selbstverständlich. Wem sollte auch ein Waldemar Hohen-Arnstein nicht gefallen? Sein Besitzum, das er vor dem finanziellen Ruin sich so klug zu erhalten wußte, wird mit der Zeit wieder der alte glanzvolle Herrschaftssitz sein. Doch wie gesagt, mir war es höchst peinlich, Zeuge seiner Courtmacherei zu sein. Darin hat er keine zarte Rücksichtnahme gegen seine alte Freundin bewiesen. Das werde ich ihn auch fühlen lassen, wenn ich ihn einmal treffe.“

„Bei Gott, Tante, das darfst du nicht tun!“

Marga hatte sich so heftig erhoben, daß der Frühstückstisch wankte. Blaß und erregt stand sie vor der alten Dame.

„Und weshalb nicht?“

„Weil ich es als eine mir persönlich angetane Kränkung auffassen würde, wenn du auf unser gewesenes Verhältnis anspielen wolltest. Der Graf kann tun, was er will. Er ist frei und Herr seiner Entschlüsse. Daß ihn doch dieses kleine Mädel zur Schloßfrau machen, was darf es uns angehen. Ich bin ihm nichts mehr.“

Margas Fassung war bedenklich am Schwenden. Die Tante bemerkte es anscheinend nicht.

„Liebes Kind, er ist uns wohl noch einige Rücksichten schuldig, das fühlst er selbst auch am besten. Er hat damals eigentlich selbstständig das Verlöbniß mit dir gelöst, — wohl mit dem Vorbehalt, daß er sich für immer an dich gebunden betrachtet. Doch das ist wohl nichts als eine Phrase, eine Redefloskel, wie die Männer sie uns armen Frauen gegenüber anzuwenden belieben und ohne bleibenden Wert.“

„Da irrst du Tante, das trifft bei Waldemar nicht zu. Was er sagt, das denkt er auch und daran hält er fest.“

„Du hättest doch wahrlich keine Ursache, ihn so heftig zu verteidigen. Wie willst du es auch begründen? Waldemar kann in dieser Zeit Wandlungen durchgemacht haben. Was ihn damals vielleicht zu den bindenden Worten veranlaßte, hat ein anderes Aussehen gewonnen und er mag nicht mehr gewillt sein, ihm in seinem zukünftigen Leben eine Bestimmung zu gestatten. — Dies wird sich naturgemäß noch verschärfen, wenn ihm ein lebenswürdiges, lebenswertes Mädchen gegenübertritt und ihm in offener Weise seine Zuneigung zu erkennen gibt. Ein unter dem Druck einer aufregenden Stunde gesprochenes Wort verblaßt mit der Zeit wiederkehrender Ruhe und man räumt ihm nicht mehr eine solch schwerwiegende Bedeutung bei.“

Die Worte der Baronin hallten tief im Innern Margas wider und fielen wie Hämmer auf das poehende Herz. Ganz klein wurde das Hoffen in ihrer Seele, wie ein am Horizont verschwindendes Segel. — So hatte es Marga sich nie ausgelegt und nun verlor sie den letzten Halt. Auch äußerlich. Sie war zu Ende und wagte der Tante nicht mehr in das Gesicht zu sehen.

Mit Mühe erhob sie sich und sagte im Hinausgehen: „Was reden wir davon, — es ist doch alles — vorüber!“

Die scharfen Augen der Tante folgten der schlanken Gestalt. Als die Tür zuckelte, nickte sie vor sich hin.

„Das wird wirken. Die Medizin ist allerdings etwas bitter, aber ich hoffe, sie wird eine Krisis herbeiführen. Dieser Zustand war unerträglich und der gräßliche Trostloß rührt ja weder Hand noch Fuß, um ihm ein Ende zu bereiten. Ich bin begierig, wie sich die Wirkung äußern wird. Ob nun nicht bald ein Brieflein nach Hohen-Arnstein flattert? Die kleine Döbbeln wird es mit gewiß verzeihen, um des guten Zwecks willen, daß ich ihren Frohsinn ein wenig gefällsuchtig geschildert habe. Ach, es ist doch wirklich nicht leicht, dem Schicksal in die Karten zu spielen. Hoffen wir, daß die Lösung aus diesem Wirrsal eine alle Teile befriedigende ist. Ich glaube daran, die gute Marga hat zu rasch auf den Eiserhüttenstüber gebissen.“ — Damit ging die Dame ihren Tagesgeschäften nach.

Die Erbin von Seeburg lag auf einem Ruhestuhl in ihrem lauschigen Empfangszimmer und die tränenfeuchten Augen karteten ins Leere. Sie ging mit ihrem Herzen zu Rate und zog die Bilanz auf das Glück des Lebens. Das Soll und Haben ihrer Liebe. Wie wenig blieb auf Seiten des Hoffens. Eine winzige Biffer.

Sie fühlte, so ging es nicht mehr weiter. Täglich stieß man sich an die Wunde, da war es gut, eine Entscheidung anzustreben, — entweder Heilung oder Amputation! Noch nie hatten sich ihre Gedanken damit beschäftigt, wie es sein möchte, wenn ein anderes Weib in das Leben Waldemars eintrete. So fest war ihr Glaube an seine Liebe. Aber nun waren durch Tante Do-

markt hin. Dann forderte sie Miete auf, ein gutes Besper und eine Flasche Bier aufzutragen und ging mit Ruft nach der Tür.

"Adieu, Scher!"
"Frau Weißbrot, mit Verlaub, Ramsell Kettelbed! Wenn ich wiederkomme, wisse Sie hoffentlich endlich, wie ich heiße!" sagte die Scherbas und ging in die Küche.

Ramsell Winchen schritt so schnell, als ihre Füße nur wollten, hinaus in ihr Schlafzimmer, dessen Türe sie hinter sich zuriegelte. Da war es vorbei mit ihrer Selbstbeherrschung! Sie umschlang den sich an sie drängenden, grotesk wie ein Zirkusclown aussehenden Ruft mit beiden Armen und weinte wie ein kleines Kind.

Ein armloser Maler.

Gerade in unseren Tagen, in denen es eine Ehrenpflicht für uns ist, für die im Dienste des Vaterlandes ihrer Glieder beraubten Helden neue Erwerbsmöglichkeiten zu suchen, dürfte die Erinnerung an einen Künstler angebracht sein, der, ohne Arme geboren, es dennoch zum berühmten Maler brachte. Es war das Casar Ducornet, der vor etwas mehr als hundert Jahren als Sohn eines armen Schuhmachers in Nîmes in Frankreich das Licht der Welt erblickte. Die Natur schien es nicht gut mit ihm zu meinen, die Arme hatte sie ihm ganz versagt, und seine kleinen, mageren Beinchen versprachen nur sehr unvollkommene Gehwerkzeuge zu werden, denn jeder Fuß hatte nur vier Zehen.

In Ermangelung seiner Arme begann der kleine Casar sehr bald Gebrauch von seinen Füßen zu machen. Mit seinen Zehen versuchte er alles das zu tun, was gesunde Kinder mit ihren Fingern vollbringen.

Casar spielte Ball mit den Füßen, er schnitt mit dem Messer, zeichnete mit Kreide Linien auf die Dielen, ja mit der Schere seiner Mutter schnitt er sogar Figuren aus Papier. Eines Tages fand man ihn beschäftigt, mit einer zwischen die Zehen geklemmten Feder Buchstaben auf Papier zu schreiben. Ein alter Schreiblehrer hörte davon und war so erfreut von des Knaben Strebsamkeit, daß er sich erbot, ihn unentgeltlich schreiben zu lehren. Das Anerbieten ward angenommen, und in einem Jahre schrieb der armlose Casar besser als alle anderen Schüler des alten Schreibmeisters.

Da er nun die Höhe der Schreibkunst erreicht, versuchte Casar auch mit seinen Füßen zu zeichnen. Ganze Hefte füllte er mit Skizzen und Zeichnungen, welche so geistvoll, originell und treffend waren, daß sie die Aufmerksamkeit eines Künstlers erregten. Durch Vermittelung dieses Künstlers war Casar in der Akademie der Zeichenkunst aufgenommen worden, und in allen Klassen gewann er stets die höchsten Preise. Da wurde seine Vaterstadt stolz auf ihren armlosen Sohn. Casar erwählte nun die Malerkunst zu seinem Berufe. Er ging nach Paris auf die königliche Akademie und gewann die zweite und dritte Medaille. Seine Porträts und Gemälde waren sehr begehrt und seine Werke fanden in Kirchen und Galerien Aufnahme. Einige davon werden heute noch hochgeschätzt.

Wie konnte aber Casar Ducornet große Bilder malen? fragt man unwillkürlich. Diese Frage mag ein Reisender beantworten, der den Künstler einst bei seiner Arbeit sah und seinen Besuch in folgender Weise schildert:

"Wie werde ich den Eindruck vergessen, den wir empfingen, als wir Casar Ducornets Atelier betraten. Auf einer Staffelei ausgespannt, stand eine ungeheure Leinwand, auf welcher die Gestalt eines Generals Leben zu gewinnen begann. Aber die Leinwand glitt mit unglaublicher Geschwindigkeit, gleich einer Fliege an der Wand, der verkrüppelte Körper eines Menschen, gekrönt von einem ausdrucksvollen Kopfe mit edler, hoher Stirn und Feuerhaaren. Wo diese Gestalt über die Leinwand fuhr, ließ sie auch Spuren von Farben zurück. Ein paar Schritte näher tretend, bemerkten wir, daß ein hohes, doch ganz leichtes Gerüst vor der Leinwand angebracht war, auf dessen Stufen auf und ab glimmend, sich bündend und hindurchwindend, auf ganz unbeschreibliche Weise das mißgestaltete Wesen arbeitete. Jetzt erst sahen wir, daß der Maler keine Arme hatte, daß seine kurzen Beine ohne Venden dicht am Kumpfe begannen, und daß jedem seiner Füße eine Zehe fehlte. Mit einem Fuße hielt er die Palette, mit dem andern einen Pinsel, im Munde noch einen Pinsel und eine große Bürste. So angetan, rollte und glitt er hin und her, wand sich hindurch und malte auf wahrhaft wunderbare, un-

begreifliche Weise. Mehrere Minuten standen ich und mein Begleiter mitten im Zimmer, stumm vor Staunen und Bewunderung, die Formen der Höflichkeit ganz vergessend. Da ging von dem mißgestalteten Wesen ein freundlicher, wohlklingender Gruß aus, mit volltönender, tiefer Stimme gesprochen. Das seltsame Wesen nannte uns beim Namen, lud uns zum Sitzen ein, glitt dann von dem Gerüst herunter auf den Boden, kam oder rollte vielmehr auf uns zu und schwang oder schnellte sich neben uns auf das Sofa. So sah ich mich denn zum ersten Male dem Gesichtsmaler Casar Ducornet gegenüber.

Im Laufe der folgenden Unterhaltung entsfaltete das verkrüppelte Wesen soviel heiteren Humor, soviel liebenswürdige Herzlichkeit, daß es unsere Zuneigung vollständig gewann. Seine Mißgestalt vergessend, sahen wir in ihm nur den ausgezeichneten Mann, nach dessen Freundschaft wir strebten, und reicheten, von mächtiger Empfindung getrieben, ohne zu überlegen, ihm die Hand hin. Ducornet lächelte traurig und blickte auf seine armlosen Schultern."

Verierbild.



Wo ist der Bauer?

Dreißig Jahre arbeitete der wunderbare Mann in dieser Weise, dann wurden seine Füße, die ihm die Hände ersetzten, vom Schlagfluß gelähmt. Am 26. April 1836 starb Casar Ducornet in den Armen seines Vaters und eines Freundes, die ihn mit väterlicher Liebe in seiner Hilflosigkeit gedient und gepflegt hatten.

Nicht gleich seinem großen römischen Namensvetter war Casar ein Eroberer auf blutigem Schlachtfelde, auch nicht ein Beherrscher mächtiger Völker, wohl aber war er gleich ihm ein Sieger, denn er gab uns ein erhebendes Beispiel von der Macht des Geistes über die Materie. J. Cassirer.

Konfirmationsgeschenke.

Im letzten Jahrzehnt hat sich, sehr zum Bedauern verständiger Eltern und Pädagogen, der Luxus der Konfirmationsgeschenke wesentlich gesteigert, und auch die Feier dieses ersten Tages, dieses wichtigen Lebensabschnittes ist immer komplizierter, weltlicher geworden, so daß sie kaum noch mit der Bedeutung des Tages im Einklang steht. Auch der Luxus, der mit frischen Blumensträußen getrieben wird, ist ein großer und durchaus nicht zweckmäßiger. Richtiger wäre es, den Konfirmandinnen anstatt der schnell vergänglichen Sträuße Topfpflanzen zu schenken, deren Pflege ihnen gleich eine angenehme Pflicht auferlegt, und die zu bleibenden Andenken werden können. So sind zum Beispiel Myrthenbäumchen ein sinniges und reizendes Konfirmationsgeschenk. — Anstatt der vielen Schmuckfachen, mit denen die Konfirmandinnen förmlich überschüttet werden und unter denen sich manches wert- und geschmacklos befindet, sollten Fernerstehende lieber ein gutes Buch, ein Kunstwerk, ein schönes Bild stiften und es den Eltern, nahen Verwandten und Vätern überlassen, Schmuckgegenstände zu spenden. Auch dort sei noch vor zu reichem Segen, der die Bußsucht und den Gefallen an Außerlichkeiten nur zu sehr bestärkt, gewarnt und lieber zu praktischen Gaben geraten, wie z. B. zu silbernen Töpfeln, Besteck usw., die gleich einen Fonds für den zukünftigen Haushalt bilden, der nach und nach an Geburtstagen und zu Weihnachten ergänzt werden kann. Selbst wenn ein Mädchen nicht heiratet, wird ein eigener kleiner Silberschatz stets angenehm und nützlich sein, und wenn die einzelnen Teile mit dem Datum des Tages und den Namen bzw. Initialen des Gebers versehen werden, so werden sie noch in späten Jahren die Erinnerung an die Stunde des Empfanges und an den Geber hervorzaubern und damit neue Freude erwecken. Ebenso verhält es sich mit Kunstwerken oder einem wertvollen Schmuck für das Mädchenzimmer in Gestalt eines schönen Jesusbildes, einer Statue oder Büste.

Freilich darf das kein wertloser Kram sein. Deshalb empfiehlt es sich, daß mehrere Freunde oder Verwandte zusammentreten, um gemeinsam nur einen, aber einen gebiengen Gegenstand zu schenken. Dasselbe gilt auch von den vielen Kleinigkeiten, jenen wertlosen Dingen, die sich Freundinnen gegenseitig zur Konfirmation schenken. Auch hier ist das Zusammenwirken mehrerer Freundinnen zweckmäßiger. Denn schon für beschränkte Mittel gibt es vorzügliche Reliquien aus dem Leben Christi, die in schlichten Rahmen einen vornehmen Zimmerschmuck bilden.

Außerdem lassen sich, dank der modernen Handarbeitstechniken mit verhältnismäßig geringen Kosten und Mühen wertvolle Gegenstände für den Schmuck des Zimmers herstellen. Wieviel größer und anhaltender wird die Freude der Konfirmandin

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

fest Binden, diesmal mein! Ich nix, absolutement ren gar nix!" — Damit ging Niele und ließ ihre Herrin in einer wenig behaglichen Stimmung zurück. Abermals trippelte sie ratlos vom Parometer zum Fenster und vom Fenster zum Parometer und schüttelte den grauen Kopf. Da machte Musti selber ihrem Schwanken ein Ende: er sprang von seinem Lager herunter, fragte und biß sich und ließ leise klagende Laute aus. Das entschied! Zwei Minuten später klappte Ramsell Binden den altmodischen Kirschbaumsekretär auf und schrieb an die in der nahen Stadt wohnende Frau Mathilde Weißbrot, genannt die Scherbas, daß sie unbedingt am nächsten Tage kommen möge, um Musti zu sehen. Dann tat sie den großen Radmantel um die Schultern, die Gummischuhe an die Füße und trug die wichtige Karte eigenhändig in den Kasten.

"Morgen kommt die Scherbas, Mustichen, morgen kommt sie, und dann fühlt sich mein Mustichen wieder wohl", sagte sie, als sie zurückkam, und streichelte und tätschelte Musti.

Mit Niele sprach sie nicht, aber Niele konnte aus solchen, bei ihrem gelegentlichen Eintreten in Ramsell Bindens Räume mit Musti absichtlich laut geführten Gesprächen entnehmen, daß die Scherbas am nächsten Tage erwartet wurde. Das heißt: sie hätte es daraus entnehmen können, wenn sie nur gewollt hätte. Sie wollte aber nicht!

Als am nächsten Tage die Ankunftsstunde der Scherbas immer näherkam, ohne daß von Niele die bekannten Vorbereitungen zum Scheren Mustis getroffen wurden, bemächtigte sich Ramsell Bindens eine von Minute zu Minute größer werdende Unruhe. Im Näh- und Bügelzimmer wurde weder der alte Brüsseler über die neue indische Matte, noch die verwalzene Leinwanddecke über den Bügeltisch, auf dem Musti geschoren werden sollte, gebreitet. Auch das Körbchen, das die fallenden Locken Mustis aufzunehmen pflegte, die Schere, Kämmе und Bürsten verschiedener Größe und Stärke, befanden sich noch im Kasten auf dem Boden. Allmählich hielt es aber Ramsell Binden nicht mehr aus. Sie trat in die Küche, wo Niele eben das an Wochentagen übliche Gericht, Erbsensuppe mit Frankfurter Würstchen und gefüllter Omlette, bereiten wollte, und sagte mit nur mühsam beherrschter Erregung:

"Nun, Niele, jetzt wird's aber bald Zeit, daß die Bügelstube hergerichtet wird."

"Die Bügelstube? Ja, wofür dann?" tat Niele sehr erstaunt.

"Nun, die Scherbas kommt doch heute, um Mustichen zu scheren!"

"So—oo—o? Ja, das ist mir ja ganz wat Neues! Un heut, wo doch noch die Wäsch' net beiseit is?"

"Darauf konnte beim besten Willen nicht gewartet werden! Die Scherbas kommt also, wahrscheinlich um dieselbe Zeit wie immer. Nichte also gleich nach dem Essen das Bügelzimmer her und sorg', daß der Kaffee zeitig gekocht ist. Und mach ihn nur extra gut und die größere Kanne hoch voll; du kennst ja der Scherbas ihr Maß. Bestell' auch einen halben Krümelkuchen."

Das letztere sagte Ramsell Binden schon halb in der Tür, um sich Nieves wahrscheinlich nicht sehr angenehmen Entgegnungen zu entziehen. Sie schollen zwar hinter ihr drein, aber Ramsell Binden tat, als höre sie sie nicht.

"So, das wäre glücklich erledigt", sagte sie, aufatmend die Treppe hinaufsteigend. Dann ging sie zu Musti und schnitt ihm unter zärtlichen Worten einige Locken, die sich unter dem Halsband verfilzt hatten, fort.

"Damit w's die Scherbas nicht zu sehr schilt, Mustichen", sagte sie zu ihrem sich sträubenden Liebling.

Ramsell Binden bekam Nieves schlechte Laune zu Mittag in Gestalt von halbverbrannten Omeletten zu schmecken. Sie schwieg aber und zog sich mit Musti zu einem kurzen Mittagsschlächchen auf die Kissen und Kelle der Truhe zurück.

Kaum hatte sie sich aber, Musti zur Seite, darauf zurecht-gelehrt, als die Haustürschelle sehr energisch gekläutet wurde. Gleich darauf schallte auch schon der Scherbas männliche grobe Stimme durch den Flur: "Sag emal, Niele, hätt' dat mit dem Musti e so pressiert, dat ich Hammer un Zang falle lasse mußt, um heut zu komme? Nu—s—ge—rech—net heut! Ein beiß em Wetter daher komme zu lasse, is eigentlich net erlaubt!"

"Da müßt Ihr Euch an die richtig Adress wende, an Ramsell Binden", ertlang nicht minder deutlich Nieves Stimme.

Ramsell Binden erhob sich, glättete das Lager und ihren glatten Scheitel und ging dann, von Musti gefolgt, ins Bügelzimmer. Ihr freudlichstes Gesicht zeigte sie auf, als sie das mehr als robuste Mannweib mürrisch dastehen sah.

"G, guten Tag! Schon so zeitig da, liebe Scher—"

"Frau Weißbrot, zu diene, Ramsell Kettelbed!"

Ramsell Binden überhörte die Rüge und sagte noch freundlich: "Sie sind einen Zug früher gekommen als sonst, deshalb ist

der Kaffee noch nicht fertig. Ich will aber Niele sagen, daß sie ihn sofort macht. Sie werden durchfroren sein bei dem elenden Wetter!"

"Na und ob! Ich mich net gründlich gewärmt hab', sein ich for en gebildet Unterhaltung net fähig", brummte die Scherbas und drehte, sich dicht vor den Ofen setzend, Ramsell Binden den Rücken. Und nun benahm sie sich, als ob sie sich nur durch angestrengtestes Reiben ihrer Glieder jetzt noch vor dem Tod des Erstfrierens retten müßte. Musti sah sie gar nicht an.

Ramsell Binden, die um seinen Preis der Welt jetzt ihren Liebling den ungeschlachteten Händen der Scherbas ausgeliefert hätte, ging in die Küche, um der diabolisch lächelnden Niele das sofortige Bereiten des Kaffees aufzutragen. Dann tat sie den großen Radmantel und die Gummischuhe wieder an und holte schleunigst den Krümelkuchen vom Bäcker Schmidt am Marktplatz, der den besten Krümelkuchen im Städtchen backte.

Als Ramsell Binden sich nach einer Stunde getraute, nachzugehen, hatte die Scherbas reinen Tisch gemacht; sie schob gerade das letzte Stückchen Krümelkuchen in den Mund. Dann erhob sie sich schwerfällig, wuschte mit dem Handrücken einigemal über den Mund und die schweißtriefende Stirn und sagte: "So, nun wäre mer wieder en Mensch! Nu sagen Sie mer aber emal, Ramsell Binden, wat fällt Ihne dann ein, dat Sie den Musti bei dem Wetter wolle schere lasse? Wenn dat gut geht, dann —"

"Ach, du lieber Gott, Scher—"

"Frau Weißbrot, wenn ich bitte darf!"

"Ramsell Binden schluckte ihren Arger tapfer herunter und sagte: "Wenn Sie meinen, liebe Frau Weißbrot, daß Mustichen krank würde, wollen wir doch lieber noch etwas warten. Ich meine nur, weil er sich so kratzt und weil auch der Züchter sagte, er müsse spätestens mit Frühlingsanfang geschoren werden."

"Wat so en Züchter sagt, dat is Kappes! Auf dat, wat der Wettermacher sagt, muß mer achte, wenn mer Vernunft hat, Ramsell! Aber da ich alleweil da sein, schere mer den Musti, weil ich net noch emal wiedertomme kann. Wo ist der Musti?"

Während Ramsell Binden ihren Liebling, der mit eingezogenem Schwanz hinter der Wäschemangel hockte, mit den zärtlichsten Worten an sich lodte, widelte die Scherbas ihre Arme hoch und besah sich mit kritischen Blicken das bereitgelegte Handwerkszeug. Es schien Gnade vor ihren Augen zu finden, denn sie sagte nichts. Dann hob sie Musti mit einem energischen Ruck auf den Bügeltisch. Der gute und reichliche Kaffee schien eine sehr besänftigende Wirkung auf sie ausgeübt zu haben, denn sie klopfte den Rücken des ängstlich zusammengeknautzten Tieres und sagte: "Hab man keine Angst, Mustichen, an et Leben geht et net gleich."

Während Ramsell Binden immer neue Rosenvorte für Musti fand, begann die Scherbas, sein Gesicht pudelwändig zu machen. Dabei sprach sie abgerissen in Ramsell Bindens Zärtlichkeiten hinein: "So—, so—o—o, zuerst wolle mer emal den Schnorres in Ordnung bringe! Dat de de Grind kriehs, Kerl, wat hasse vor en wüsse Schnorres! So, so—o—o, aber die lang Jong lannste drin lasse, sonst schneide mer se ab. So—o—o—o! Alleweil schere mer de Hals." Sie begann das läppige Halsgeloß zu schneiden.

Plötzlich legte sie die Schere starrend nieder, hemmte beide Arme in die mächtigen Hüften, sah die vor diesem Moment schon lang bebende Ramsell Binden mit einem wahrhaft vernichtenden Blick an und schalt: "Nu sage Sie aber emal, Ramsell Kettelbed, is dat nu net en Schand, eso en schön Kaffetier eso verkomme zu lasse? Hab' ich Ihne net immer gesagt, Sie müßte dem Musti die Haar ganz besonders gut unter dem Halsband auskämme, weil sie da am erschte verfilze? Dat arm Vieh! Alleweil werd et wieder schreie, dat mer et en Stund weit hört! Armer Musti!"

Ramsell Binden hob, um Schonung flehend, die Hände: "Aber liebe Scherb—"

"Frau Weißbrot, Ramsell, wenn Sie nix dagege haben! Hab' ich Ihr net gesagt, Sie sollte dem Musti am besten gar kein Halsband antun? Aber er muß en rosa Schleif im Haar trage! Obe hui, und drunter pfui!"

Ramsell Binden schwieg zu allem, was die Scherbas fortan sagte und tat. Aber sie zuckte bei jedem Schmerzenslaut Mustis, wie von Peitschenhieben getroffen, zusammen. Einmal fragte die Scherbas: "Wie sollen denn die Bein' und dat Hinterteil geschnitte werde?"

Ohne aber Ramsell Bindens Antwort abzuwarten, sagte sie: "Natürlich eso, wie et Mode is!" Und schor weiter.

Zwei Stunden dauerte die Prozedur, bei der die beiden Frauen dampften: die Scherbas vor Zorn und Kassechne, und Ramsell Binden, die Musti hielt und ihn tröstete, vor Mitleid und Angst. Ein Wort über die grotesk geformte Gestalt des Musti zu sagen wagte sie nicht. Schier entgeistert sah sie den sich seines Zuschnittes offenbar selbst schämenden Liebling an, als er vom Tisch herunter wieder hinter die Wäschemangel retirierte. Aber sie brachte es doch fertig, die Kunst der Scherbas zu loben und legte ihr ein Zehn-

rettes Neben die Zweifel in ihr Herz geworfen worden und das sind zerstörende Gefellen. Die tragen mit nimmer erschöpfender Emsigkeit herbei, was den Bau des Glaubens untergräbt.

Prägend schaute Marga in ihr Inneres. Ja, — sie liebte ihn noch, mit nie versagender Innigkeit! Der Born war längst von der Sorge um den Geliebten hinweggenommen. Was sollte sie beginnen? Die Angst, den Geliebten zu verlieren ward immer größer und drängender. Das heiße Verlangen im Verein mit bangender Sorge rangen den weltlichen Stolz in ihr nieder. Mit rasender Entschlossenheit machte sie diesem Kampf ein Ende!

„Ich will zu ihm“, sagte sie in hastigem Selbstgespräch. „Einmal noch ihm gegenüber treten und eine Aussprache suchen. Das Herz mag entscheiden! Was hilft aller Stolz? Er ist Talmi gegen das echte Gold verlängernder, hingebender Liebe!“

Sie gab sofort den Befehl, ihr Pferd zu satteln und kleidete sich in aller Eile an. Einer ihrer Pflüglinge, ein Jäger zu Pferd, sollte sie, wie schon oft auf Ausritten, auch diesmal begleiten.

Heller Sonnenschein lag über den Äuen! Die tausendenden Büsche schienen die Strahlen des Lichts in tausendfältiger Vermehrung wiederzugeben. Ein Glanz lag über den Wiesen, als lägen Milliarden köstlicher Perlen zwischen den Palmen verborgen.

Ein herber Duft von frischer Erde strich über die Äuen und hoch im Blau des Äthers schwebten sich wiegend und trillernd Vernehmungen auf. Wie wenn silberne Gloden geschwungen würden, so hallte es im Herzen der stillen, tiefempfindenden Reiterin.

Und sie lauschte voll Andacht! Alle Laute der Heimat waren wach geworden und tiefen lodend, ach sie folgte ihnen so gern. Kraft und Glaube an das Glück der Zukunft gaben sie ihr.

Das Auge schweift in die Weite. Der Schloßberg von Hohen-Arnstein ragt immer höher empor und sie erkennt schon die Farben der Standarte auf dem alten Bergfried. Das Zeichen des alten Geschlechts scheint sie zu grüßen und zu winken.

Voll Glauben und Vertrauen schaut Marga darauf hin. In stolzer Überhebung ist sie ausgezogen, in Demut kehrt sie zurück. Aber die Liebe ebnet ihre Pfade und gibt Kraft, wie die Heimat.

Das Ross antreibend gelangt sie bald an den Burgberg. An einem Seitenweg steigt sie ab und sendet den Reitersmann allein auf dem Hauptwege zum Schlosse. Sie selbst steigt den steilen Pfad hinan. Immer höher und höher klimmt sie, bald hat sie die Terrasse erreicht. Aufatmend steht sie still, ehe sie die letzten Stufen betritt. Wo wird sie ihn finden, ob ein Diener in der Nähe ist, der sie melden kann? Diese Fragen beschäftigen sie lebhaft. Die Zweige einiger Büsche beiseite schiebend, betritt sie mit klopfenden Pulsen den freien Platz unter den uralten Linden. Ihre Augen huschen über die Fensterreihe der Schloßfront.

Plötzlich bleibt sie wie gebannt stehen, der Atem scheint ihr zu versagen. Von einem der diden Stämme löst sich eine männlich schlanke Gestalt. Es ist der Schloßherr, welcher mit ausgestreckten Händen und leuchtenden Blicken ihr entgegentritt. Daß er mit innerem Jauchzen ihr Kommen schon seit geraumer Zeit beobachtet hatte, ahnte sie ja nicht. — Ihre Blide hingen mit bangem Forschen an seinem gebräunten Gesicht.

„Fräulein Marga, — welche überraschende Freude, Sie hier auf Hohen-Arnstein begrüßen zu dürfen!“

Ein Erbeben durchlief ihren Körper. Wie nannte er sie, Fräulein Marga? Weshalb nahm er sie nicht an seine Brust und machte der Qual ein Ende, — oder — sollte das Schreckliche dennoch wahr sein, daß die Liebe zu ihr in seinem Herzen erkaltet war.

Sie vermochte nicht zu antworten. Ein Schluchzen beengte ihren Atem. Nur mit Mühe gelang es ihr, die Fassung zu bewahren. Er nahm ihre Hände, sie waren eiskalt.

„Nochmals willkommen! Der steile Aufstieg hat Sie erschöpft, teuerste Freundin. Aber ich danke Ihnen um so mehr, denn es würde mich betrübt haben, wenn ich ohne Abschied von hier gegangen wäre. Wollen Sie Platz nehmen hier, oder ziehen Sie vor in das Schloß zu gehen? Eine kleine Erfrischung wird Ihnen gut tun.“

Er führte sie zu der Bank, mechanisch folgte sie. In ihrem Kopf wirbelten die Gedanken umher. Das seine silberne Ätzen war verstümmelt. Eine tödliche Angst umnebelte ihre Sinne. Da sie keine Antwort gab, begann er zu plaudern, in jenem leichten Unterhaltungston, wie er zwischen gleichgültigen Menschen üblich ist. Das ertrug sie nicht länger, wilder Schmerz durchbrach den Bann.

„Waldeemar!“ Sie sprang auf, wie ein Schrei aus bedrängter Seele klang der Ausruf.

„Was soll das zwischen uns? Glaubst du, ich sei zu einer freundschaftlichen Visite gekommen? Ahnst du nicht, wie mein Herz in bangen Schlägen pocht, wie ich in Sorge mich verzehre, daß durch meine Schuld das einstige Glück vor meinen Augen in Trümmer sinkt. Bereitet es dir solche Genußnahme, meine Schuld ins Riesengroße wachsen zu lassen? Ich habe tropigen Mutes geschickt, mein Gewissen sagte es mir täglich! Ich habe mich ge-

demütigt und bin klein geworden vor mir selber, weil es mich hierher zwang. — Ich würde so sonst der Angst nicht Herr! Und nun steht du vor mir wie ein tollstrebender Mensch und lässest mich in Scham erröten, um das Maß meiner Strafe voll zu machen! Mein Gl. u. b. an deine Güte, deinen Edelmut — an deine Liebe hat mich hergeleitet. Und nun stehe ich vor dir wie eine Gekrümmte, unweiblich erscheint mir mein Handeln, weil du kein Wort des Verzeihens sandest. O — laß mich — ich will fort — oder entferne dich, dein Anblick tut mir weh.“

Ein gewaltiger Gefühlssturm durchtobte ihr Inneres. Nicht minder aber in dem stummen Zuhörer, der in seligem Entzücken den Offenbarungen lauschte, denn solche waren Margas Worte für ihn. Er erkannte nun ihre reine Seele und ihre tiefe Liebe, die den Stolz der Herrlichen bezwungen hatte.

Marga war in rastloser Qual auf die Steinbank gesunken und hatte die Hände vor das Gesicht gepreßt.

Rasch trat Waldeemar zu ihr hin und ließ sich auf die Knie nieder. Sanft legte er die Rechte um ihre Hüfte und faßte mit der Linken nach ihren Händen. Leise redete er auf sie ein, es klang wie Befreiung und inniger Jubel aus seiner Stimme.

„Marga, meine Marga! Nicht schämen solltest du dich dieser Stunde, sondern stolz sein auf deinen Entschluß, denn du hast durch dein Kommen gezeigt, welche Kraft deiner Liebe zu mir innewohnt. Du warst alle nichtigen menschlichen Bedenken von dir und bist nur noch liebendes Weib gewesen, das ist die Krone des Lebens, schöner und edler als alle Fürstentronen der Welt! Das will ich dir danken mit meinem ganzen Herzen voll Liebe! Ahnst du doch nicht, welche trüben Zweifel mich in diesen letzten Tagen gepeinigt haben! Wie habe ich gebangt um dich und doch war in mir ein hoher Glaube an deine Kraft und an deine Liebe. Du hast das hohe Ziel erreicht, — du bist zu mir gekommen, hast meinen Glauben nicht zuschanden werden lassen. Marga — sieh mir ins Auge — du demütigte Stolz, mein Heil, mein Glück.“

Langsam wandte sie sich ihm zu. Tränen glänzten in ihren schönen Augen.

„Nun ist der Bann gewichen! Nun lebe ich wieder! — Aber du Böser, weshalb hast du mir meine Buße mit keinem Schritt erleichtert?“

„Teuerste Geliebte, nur dir selbst solltest du das Wiederfinden zu verdanken haben. Du stehst dennoch so hoch trotz deiner Demut, daß ich zu dir aufschauen muß. Rein und schadenlos solltest du aus dem Feuer des Welttrokes hervorgehen. Wenn der Glaube an mich und meine Liebe so stark war in dir, wußte ich, daß du den Weg zu mir und der Heimat finden müßtest. Du hast die Feuerprobe bestanden, hast wirklich hingefunden. Nun wird nichts auf Erden imstande sein, uns zu trennen. Nun gehöbst du mir, wie ich dir! Das ist das Herrlichste, was Liebende von einander sagen können. Komm an meine Brust, Teure, und atme die Lust der Heimat in vollen Zügen, du gehörst ihr wieder!“

Sich aufrichtend, zog er sie fest an sich und ihre Lippen fanden sich zum Kusse. Marga schloß die Augen.

„Ach, nun bin ich daheim, daheim und geborgen!“

Mamsell Vinchen und ihr Mufti.

Von Johanna Weiskirch. (Nachdruck verboten.)

Vor vierzehn Tagen war Frühlingsanfang im Kalender verzeichnet gewesen. Seitdem machte sich bei Fräulein Vinchen Pötelbed, der Mamsell Vinchen, wie sie in der kleinen Stadt genannt wurde, eine sich täglich mehr und mehr steigende Nervosität bemerkbar. Sie hatte nirgends lange Ruhe. Sehr häufig trippelte sie zwischen dem in ihrem Schlafzimmer aufgehängten Kalender, dem im Wohnraum seinen Funktionen nachkommenden Barometer und dem breiten Salonerkissen einher. Dabei schüttelte sie unablässig den Kopf und murmelte vor sich hin: „Frühlingsanfang und so ein Wetter! So ein Wetter! Sollte ich mich nicht doch am Ende versehen, oder der Kalendermacher sich geirrt haben? Beides wäre ja nicht ausgeschlossen, namentlich das letztere nicht.“

Immer wieder setzte sie nach solchen Selbstgesprächen die große Doppelbrille auf und studierte das Kalendarium. Nein, sie hatte sich weder versehen, noch der Kalendermacher sich verrechnet; es stimmte ganz genau: Frühlingsanfang war längst gewesen, ob auch draußen vor den mit blütenweißen, getollten Gardinen verhängten Fenstern handgroß die Schneeflocken wirbelten! Das ging nun schon tagelang so fort, als ob man noch mitten im tiefsten Winter stehe! Mamsell Vinchen rief einen geradezu empörten Seufzer aus und ging ins Wohnzimmer. Dort lag auf einer mit Kissen und Fellen zum behaglichen Ruheplätzchen geschaffenen Truhe ein zusammengerolltes todiges, stodiges Etwas, das sie zärtlich kloppte und tätschelte, während sie in wehleidigem, klagendem Tone sagte: „Armer, guter Mufti, wenn ich nur wüßte, ob



Im Felsenkämpfgebiet in den Alpen.

Unter Bild zeigt das Bohren eines Stollens in die Felsen zur Unterbringung von Mannschaften und Geschützen.
(Genliert L. u. L. Kriegsministerium, Wien.)

wir es wagen dürften, die Scherbas zu bestellen? Bei dem schrecklichen Wetter, Mustichen! Vielleicht erkältest du dich, wenn du geschoren bist, bekommst den Schnupfen und Husten! Und was dann, Mustichen? Was meinst du denn eigentlich dazu?"

Das mit Musti angeredete Etwas bequeme sich endlich dazu, Notiz von seiner zärtlichen Herrin zu nehmen, streckte und redete sich und nahm dann allmählich die Gestalt eines schneeweißen Pudels mit übermäßig starkem Gelod an. Er septe sich, gähnte einigemal herzhaft und sah dann Mamsell Vinchen, während



Kapitänleutnant Kurt Hartwig. (Mit Text.)

wehr als sie ging an die Türe und tief in das Erdgeschloß des kleinen Hauses hinab: „Niese! — Niese!“

„Ja—aa!“ antwortete es langgezogen von unten.

„Komm doch einmal herauf, Niese!“ bat Mamsell Vinchen eindrucksvoll und blieb in der geöffneten Türe stehen.

„Wat is dann wieder mal los, Mamsell Vinchen? Dat immer wat los sein muß, wenn Waschtage is!“ sagte brummig eine näherkommende, vom Geräusch schlürfender Schritte begleitete Stimme. Gleich darauf trat eine, mit Mamsell Vinchen etwa

im selben Alter stehende, gebräunte Frauengepost, die sich die Hände an der Schürze trocknete, ein und wurde von ihrer Herrin sofort vor den Kalender eskortiert. Energisch tippte Mamsell Vinchen mit dem knöchernen Zeigefinger auf eine Stelle des Zeitmessers und sagte: „Nies doch Niese, was da geschrieben steht.“

Niese fremmte beide Arme in die Seiten, sah ihre Herrin strafend an, wackelte mit dem Kopfe hin und her und zürnte: „Als ob ich dat nun e so ohn' Brill' lese könnt! Dat müsse Sie mir schon vorlese, Mamsell



Korvettenkapitän Max Schütz f. (Mit Text.)

Dolphot. Ferd. Urbahn.

jell Vinchen, wennich wißse joll, wat da steht.“

„Nein, nein, das ist es ja, du sollst es selbst lesen. Da wirst du dirwohl oder übel deine Brille holen müssen.“ Sie vernied dabei, Niese anzusehen.

„Weil ich ja nix anderes zu tun hab', als unnötig die Treppe zu laufe, Mamsell Vinchen! Muß dat wahr und wahrhaftig sein!“

„Ja, das muß sein, Niese!“

Niese stapfte brummend die Treppe hinunter und ließ ihre Herrin eine ganze Weile warten, ehe sie wieder erschien.

Nochmals tippte Mamsell Vinchen auf die von ihrem Nagel lädierte Stelle im Kalender, als sie fragte: „Niese, was steht da?“

Niese studierte erst etwas an den Buchstaben herum, ehe sie antwortete: „Frühlingsanfang steht da, sonst weiter nix!“



Die neue Weichselbrücke bei Pulaawy; ein Werk österr.-ungar. Kulturarbeit in Polen.

„Sieht also wirklich Frühlingsanfang da?“
 „Wenn ich et doch sage: wahr und wahrhaftig steht et da!“
 „So,“ sagte Ramsell Winchen und beorderte Niele nach dem
 Salonterfenster, „dann schau nun einmal hinaus!“
 Niele sah einen Moment ins Schneetreiben hinaus, dann ihrer
 Herrin fragend in das von zahllosen Fältchen durchzogene Gesicht.

wagen, sie schon jetzt kommen zu lassen? Mutt' soll so, wie der
 Züchter sagte, spätestens auf Frühlingsanfang geschoren werden,
 weil er sonst leicht krank werden könne. Denke dir, Niele, Mus-
 tichen krank! Dann lieber du oder —“
 „Danke for den frommen Wunsch, Ramsell, ich lieber nicht!“
 knurrte Niele und sah ihre Herrin grimmig an.



Guten Morgen, Jungfer Köchin! Nach einer Originalzeichnung von Arno v. Niesen.

„Was meinst du dazu, Niele?“ fragte Ramsell Winchen kläglich.
 „Schlecht Wetter, miserabel Wetter, wat soll mer denn dazu
 anderes meinen, Ramsell Winchen.“
 „Nun, und was meinst du denn zu dem da?“ fragte die alte
 Dame und deutete auf Musti.
 „Von wege wat denn?“ meinte Niele verständnislos.
 „Ci, von wegen der Scherbäs! Meinst du, wir könnten es

„Ja, aber was meinst du denn nun, Niele?“
 „Nix mein ich, gar nix mein' ich! Ich werd' mich hüten,
 noch emal wat in bezug auf den Musti zu meinen! Sie wollen
 nur mein' Meinung hören, dat Sie mir hernach die Vorwürf
 machen können. Ich hab' noch genug vom vorige Jahr, wo ich
 auch meinen Senf dazu gegeben hatte! Der Musti hatte acht
 Tage lang den Schnuppen, und ich die Höll' im Haus! Re, Ram-